

KARL BOHNENBERGER

1863-1951

Im Herbst 1949, an einem der zahlreichen Abende, da die Arbeit an der "Alemannischen Mundart" ins Stocken geraten war und wir, um etwas Atem zu schöpfen, ziellos in alten Büchern und Manuskripten stöberten, zog ich einen dicken Packen stark vergilbten Papiers aus einem Regal. Seine unverkennbare, hastig hingekritzelte Schrift bedeckte Blatt und Blatt in auffallend regelmäßigen Zeilen, doch konnte ich den einzelnen Sätzen keinen rechten Sinn entnehmen. Er hielt sich das Paket prüfend vor die Augen und lachte dann kurz auf: "Weg damit! Papierkorb!" Und als ich mich nun doch näher für die seltsamen Aufzeichnungen interessierte: "Weg! Weg! ... Das sind meine Predigten aus der Vikarszeit." Ich gehorchte, und die Dokumente wanderten in den Kuttereimer. Hinterher reute es mich freilich, Zeugnisse aus einer Epoche seines Lebens, über die wir fast nichts mehr wissen, der Vernichtung preisgegeben zu haben.

Die kleine Episode mag die Schwierigkeiten beleuchten, die einer Bohnenbergerbiographie heute entgegenstehen. Zahllose Dokumente sind verbrannt, verloren oder unauffindbar, Briefe vor allem. Keiner seiner Freunde hat sein Alter erreicht; die ihn als Vierzigjährigen kannten, stehen heute im achten Lebensjahrzehnt, viele von ihnen sind gestorben. Er hat keinerlei persönliche Aufzeichnungen gemacht und auch zu Freunden nur selten und widerwillig von sich selbst gesprochen. Über den älteren Bohnenberger freilich läßt sich manches Urteil wagen, da fließen die Quellen reichlicher; für die Jahrzehnte des Werdens, da sich diese eigenwillige und erstaunliche Persönlichkeit bildete, sind wir auf Vermutungen und vorsichtige Schlüsse angewiesen.

Ich selbst kam im Frühjahr 1949 durch Dölkers Vermittlung zu Karl Bohnenberger. Er suchte damals einen jungen Studenten, der ihm zur Entlastung seiner Augen Stücke aus dem vermeintlich druckfertigen Manuskript der "Alemannischen Mundart" vorlesen sollte. Die Überarbeitung gestaltete sich dann aber so schwierig und so umfangreich, daß ich dieses halbe Jahr, später in den Semesterferien und schließlich die Wochen vor seinem Tode fast täglich mehrere Stunden bei ihm verbrachte. Ich war im Besitz des Wohnungsschlüssels und hatte jederzeit Zutritt. So habe ich den "gar-alten" Bohnenberger recht eingehend kennengelernt. Doch werde ich mich im folgenden bemühen, weiter reichende Rückschlüsse aus dem, was ich persönlich erfahren habe, auf frühere Zeiten zu vermeiden, um so mehr, als Kundige mir einmütig versicherten, er habe sich in seinem letzten Lebensjahrzehnt sehr verändert. Ich habe daher

keine Mühe gescheut, alle erreichbaren Zeugnisse aus früherer Zeit zusammenzutragen. Ich habe zahlreiche Personen in halb Württemberg aufgesucht, um von ihnen aus persönlichen Begegnungen stammende Einzelheiten zu erfahren. Bleibt das Bild, das ich hiermit vorlege, dennoch in vielem unzulänglich, in Einzelheiten gar verzeichnet, so möge man diese Mängel mit dem ständigen Zeitdruck entschuldigen, unter dem ich zu arbeiten hatte. Für die Abfassung dieses Lebensbildes mit allen Vorarbeiten blieben mir, neben Schuldienst und zeitraubender wissenschaftlicher Tätigkeit, nur knappe drei Monate.¹

Karl Bohnenberger wurde am 26. August 1863 in Riedbach im damaligen Oberamt Gerabronn (heute Kreis Crailsheim) geboren. Die Mutter Sophie, geb. Berg, die er zeitlebens mit besonderer Liebe verehrte, war Langenburgerin, Tochter des John Berg, der Leibarzt der Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg und später Oberamtsarzt daselbst war. Die zierliche, lebhaft Frau war klug, geistreich, energisch, wo es nötig wurde, gebildet und von vornehmer Lebensart; der häufige Verkehr mit den Langenburger Prinzessinnen war ihr anzumerken. Ihr erzieherischer Einfluß war größer als der des Vaters. Seit 1919 Witwe, lebte sie noch acht Jahre in Kirchheim, zuletzt infolge eines Sturzes jahrelang bettlägerig. Damals hat er sie von Tübingen aus regelmäßig besucht. Sie starb 1927 im Alter von 90 Jahren. Der Vater Heinrich Bohnenberger war Pfarrer, ein stiller, wortkarger Mann; Weltscheu und Kontaktarmut hat der Sohn wohl vor allem von ihm geerbt. Die äußeren Spuren des mütterlichen Einflusses waren unüberhörbar: Bohnenbergers Schwäbisch zeigte bis zuletzt fränkische Anklänge, so die immer wieder durchschlagende Erweichung des intervokalischen b, die gedehnten ersten Bestandteile der mhd. Zwilaute ei und ou, die verhältnismäßig weite Aussprache der mhd. Kurzvokale i und u. Nimmt man indessen Bohnenberger als Ganzes, so ist man geneigt, dem schwäbischen Element seines Wesens den Vorrang zuzuweisen. Da ist nichts von der heiteren, offenen, farbenfrohen Art, die uns in den Dörfern Württembergisch-Frankens und darüber hinaus auffällt; er erscheint vielmehr verschlossen, abweisend, dickschädlig, ein "Burrkopf" bester schwäbischer Prägung. Das nimmt nicht wunder, wenn man weiß, daß neben dem Vater auch die Ahnen der Mutter zur Hälfte aus Schwaben, größtenteils aus Herrenberg, stammen.

1) Zur Ergänzung ist besonders auf drei biographische Studien hinzuweisen: Albert Mack hat in der Festschrift zum 75. Geburtstag "Bohnenberger als Hochschullehrer" gewürdigt, Hugo Moser sein wissenschaftliches Werk in den forschungs- und problemgeschichtlichen Rahmen eingeordnet; Helmut Dölker endlich bringt im Wb. Jb. f. Volkskunde 1955 zahlreiche biographische Einzelheiten und sagt vor allem S. 168-172 Wesentliches und Endgültiges über den Menschen Bohnenberger.

Aus der Zeit in Riedbach, wo der Vater 1860-1872 Pfarrer war, ist nur wenig überliefert. Kurz hintereinander wurden Karls Geschwister geboren: Ernst (1866-1923), sein "Förster" oder "Bruder Forstmeister"; Hilde (1868-1906); Heinrich (1869-1908), zuletzt Arzt in Bethel bei Bielefeld. Alle vier Geschwister starben ohne Nachkommen. Bemerkenswert ist eine Äußerung Karls anlässlich der ersten Schrei- und Lallversuche des kleinen Heinrich: "Du, gelt, Mama, die Hilde versteht noch am besten, was das Brüderlein sagt, weil's noch nicht lang her ist, daß sie auch so gesprochen hat!" Man ist versucht, in den Worten des Sechsjährigen den späteren Linguisten zu erahnen.

An die Flachter Jahre (1872-1884) hatte er die meisten Erinnerungen. Im Alter kam er oft auf diese Zeit zu sprechen, auf das Leben im Pfarrhaus, dann als Gymnasist (das "neumodische" Wort Gymnasiasten versuchte er mir stets auszureden) in Stuttgart, wo er übrigens zum ersten Mal mit dem damaligen Repetenten Hermann Fischer zusammengekommen sein muß, als Seminarist in Maulbronn und Blaubeuren (von hier unternahm er mit den Kameraden Wochenendmärsche nach Hause!), schließlich als Student in Tübingen. Mit dem Heimatdorfe Flacht war er so sehr verwachsen, daß er noch im Jahre 1930, als er den volkskundlich-mundartlichen Teil der Leonberger Oberamtsbeschreibung verfaßte, vieles aus seiner Erinnerung beisteuern konnte.

Von 1884 bis 1901 war der Vater Pfarrer in Warmbronn; von dort erzählte Karl Bohnenberger wenig; der Candidat und spätere Bibliothekar fand wohl nicht mehr viel Zeit zu Besuchen im Elternhause. Denn das Studium der evangelischen Theologie (Herbst 1881 bis Frühjahr 1886) nahm er sehr ernst. Wohl gab es Pflichtvorlesungen, die er bloß belegte, aber nicht hörte - so Dogmatik und Ethik -; wohl betrieb er nebenher philosophische, germanistische und orientalische Studien. Aber man darf ihm darum nicht unterstellen, daß er von vornherein von der Theologie weggestrebt hätte. Eine "gewisse universelle Art", für die er nach seinen eigenen Worten im Stift bekannt war, wurde damals sogar geschätzt; viele Geistliche jener und noch späterer Jahrzehnte sind denn auch bedeutende Lokalforscher oder auch im weiteren Sinn Wissenschaftler geworden. 1886 bestand er die erste theologische Dienstprüfung mit der Note "gut in Classe IIb", 1888 die zweite "rechtgut in Classe I". Zwischendurch war er einige Monate Vikar in Warmbronn und in Renningen, für ein halbes Jahr Stadtvikar und zeitweilig Diaconatsverweser in Backnang (aus der Backnanger Zeit stammten die eingangs erwähnten Predigten). Vom Mai 1887 an war er ein Jahr lang Hilfslehrer am Obergymnasium und zugleich Repetent am königlichen Pensionat, dem "Kalten Stall", in Heilbronn. Solche Stellen waren trotz geringer Bezahlung unter den angehenden Theologen sehr begehrt, weil man verhältnismäßig wenig zu tun hatte und genügend Zeit fand, sich auf das zweite Staatsexamen vorzubereiten. Karl Bohnenberger hatte an Untersekunda Bibelkunde und Deutsch, an Unterprima Kirchengeschichte zu unterrichten. Die Schulleitung bescheinigte ihm bei seinem Abgang Gründlichkeit und Hingabe.



Vor allem hat er sich damals seine pädagogischen Sporen verdient; trotz Strenge und "auf die Minute pünktlicher Erfüllung seiner Pflichten" war der Fünfundzwanzigjährige bei den Schülern außerordentlich beliebt; Verständnis und freundliche Behandlung der Zöglinge werden hervorgehoben.

Der Durchbruch zur Sprachwissenschaft erfolgte vor dem endgültigen Übertritt in den Kirchendienst. Schon als junger Student hatte Bohnenberger bei Adelbert von Keller, später bei Hermann Fischer als "Scribent" für das Schwäbische Wörterbuch gearbeitet; hier kam er erstmals mit der Mundartforschung in Berührung. Mehr zog ihn allerdings der Indogermanist Rudolf von Roth in seinen Bann, seit 1883 auch Kellers Nachfolger Eduard Sievers. Die Bilder seiner Lehrmeister Roth und Sievers sind bis zu seinem Tode in seinem Zimmer gestanden. Die Brücke zwischen Theologie und Germanistik muß Roth geschlagen haben, dessen Forschungen sich auch auf die Religionsgeschichte erstreckten. Die sehr kleinen Auditorien bei Roth, gewöhnlich nicht mehr als 3 bis 4 Hörer, schufen eine anregende Arbeitsatmosphäre. Wahrscheinlich war sich Bohnenberger selbst längere Zeit über die einzuschlagende Fachrichtung nicht im klaren; sein erst 1893 erschienenes Varuna-Buch deutet darauf hin. Sievers hat ihn dann für Germanistik, Phonetik und Mundartforschung gewonnen, er hat nach Rücksprache mit Roth schon die Preisaufgabe der Fakultät über "Die Ortsnamen des schwäbischen Albgebiets" im Hinblick auf Bohnenberger gestellt. Noch im selben Jahr 1886 wurde Bohnenberger mit der umgearbeiteten Preisarbeit zum Dr. phil. promoviert.

Anfang 1888 bewarb er sich um die freiwerdende dritte Bibliothekarsstelle an der Tübinger Universitätsbibliothek. Bohnenberger scheint damals nach mancherlei Zeugnissen den Eindruck eines gereiften, gefestigten jungen Mannes gemacht zu haben, der sehr genau wußte, was er wollte. Daß er nun der lebensvollen, menschnahen Tätigkeit des Seelsorgers einen Beruf vorzog, in dem sich die menschlichen Kontakte auf ein geringes Maß zurückgeschraubt finden, bleibt ein Rätsel, das wohl nicht mehr gelöst werden kann. Hermann Fischer hat ihn damals wärmstens für die gewünschte Stelle empfohlen, im wesentlichen mit der Begründung, daß Bohnenberger dann auch wieder am Schwäbischen Wörterbuch mitarbeiten könne. Das Verhältnis der beiden großen Erforscher des Schwäbischen scheint noch ungetrübt gewesen zu sein; die tiefe Entfremdung zwischen beiden kann erst nach 1900 eingetreten sein.

Im Jahr 1891 brachte das Habilitationsgesuch eine weitere Wendung. Dabei gab es freilich Schwierigkeiten. Der Stil der vorgelegten Schrift "Zur Geschichte der schwäbischen Mundart im 15. Jahrhundert" wurde getadelt; auch die Probevorlesung befriedigte nicht. Dennoch wurde, im Hinblick auf die bisherigen wissenschaftlichen Leistungen, die *venia legendi* erteilt.

Als Hermann Fischer 1899 den Antrag, Karl Bohnenberger eine außerordentliche Professur zu übertragen, zum zweiten Mal stellte, mußte er den Bundesbruder gegen mancherlei ungünstige Meinungen verteidigen. Die mißglückte Probevorlesung war offenbar noch nicht vergessen. Dagegen führte Fischer eine Reihe bemerkenswerter Vorträge in der Diens-
taggesellschaft an, die zeigten, daß Bohnenberger über die einstige Unbehilflichkeit weit hinausgewachsen sei; auch fänden seine Vorlesungen besonderen Zulauf. Daneben scheinen auch gegen die Person Bohnenbergers Bedenken laut geworden zu sein; vor allem galt er offenbar in der Fakultät als unverträglich und eigenbrötlerisch. Fischer räumte ein, daß Bohnenberger etwas steifnackig und formell sei; doch werde seine Gefälligkeit als Bibliothekar allgemein anerkannt, und im übrigen sei er ja auch älter geworden.

Diesmal wurde dem Antrag stattgegeben, aber - wie schon bei der Habilitation - mit der Auflage, daß dadurch seine Pflichten als Bibliothekar nicht berührt würden. Die erstrebte Entlastung zugunsten wissenschaftlicher Arbeit wurde also auch diesmal nicht erreicht; ebensowenig im Jahr 1912, da er - "außerordentliche Auszeichnung angesichts der wissenschaftlichen Leistung Bohnenbergers und seiner langen verdienstvollen Tätigkeit" - zum Honorarprofessor ernannt wurde.² Nun war er zwar aller finanziellen Sorgen ledig, aß aber weiterhin ein sehr hartes Brot.

Das wird erst recht deutlich, wenn man sich vor Augen führt, was er in den drei Jahrzehnten seit seiner Habilitation neben der hauptamtlichen Tätigkeit als Bibliothekar gearbeitet hat. Seit dem Sommersemester 1893 hat er in jedem Semester eine Vorlesung gehalten, über sprachliche, literar- oder religionsgeschichtliche Fragen. Vom Wintersemester 1896/97 an kam noch ein niederer deutscher Kurs zur Einführung in die deutsche Grammatik hinzu. Seit 1896 ist seine Beschäftigung mit den Flurnamen nachzuweisen. Sie führte zur ständigen Beratung des Statistischen Landesamtes bei der Herausgabe der topographischen Karten 1:25000, und 1906 folgte die Ernennung zum ordentlichen Mitglied des Statistischen Landesamtes im Nebenamt. Jede Karte wurde nun vor der Veröffentlichung von Bohnenberger auf ihre sprachliche Richtigkeit hin geprüft. Vor allem ist aber die Mundartforschung zu erwähnen, der er außerberuflich die meiste Zeit gewidmet hat. In dem genannten Zeitraum durchwanderte er forschend vor allem das schwäbische und das schweizerisch-alemanische Sprachgebiet sowie die rätoromanischen Alpengegenden, aber auch Ostfranken und den weiteren Raum um die niederdeutsche Sprachgrenze. Was der unermüdliche Mann zwischen dem 30. und dem 60. Lebensjahre, im Vollbesitz seiner Kräfte, geleistet hat, kann nur ermesen, wer die

2) Akten der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.

in jener Zeit entstandenen Arbeiten vor dem Hintergrund der bibliothekarischen Haupttätigkeit sieht. Mit Seitenzahlen ist hier nichts getan; denn Bohnenbergers Arbeiten sind so komprimiert, dermaßen bar jedes entbehrlichen Schwulstes, daß man sie nur mit wenigen verwandten Darstellungen vergleichen kann.

Den notwendigen Ausgleich, geistige Entspannung und körperliche Beschäftigung, fand er übers Wochenende und im Urlaub in dem geliebten Alldorf Meßstetten. Im Kreis der Bauern und Handwerker, manchmal auch ihm nahestehender Gäste, fand seine Liebe zum bodenständigen Volk und seiner ungebrochenen Kultur Erfüllung. Hier öffnete er sich ganz, erzählte auch von sich selbst und freute sich an der naiven Weisheit der Alten. Meßstetten scheint ihm seit 1907 zur zweiten Heimat geworden zu sein, aber die Beziehungen sind älter. Schon 1901, im Aufsatz "Zur Wortgeographie", bringt er offenbar selbst aufgenommene Belege zur Meßstettener Mundart. Als einer der ersten Tübinger Skiläufer hatte er sich diesem Sport seit Mitte der neunziger Jahre im Traifelberggebiet hingegen. Als es ihm dort zu belebt wurde, wick er nach den Balingen Bergen aus; um Meßstetten fand er ein geradezu ideales Skigelände.

Der erste Weltkrieg brachte zusätzliche Belastungen. Er organisierte im Herbst 1914 eine Hilfsaktion für zum Militärdienst eingezogene Studenten und sonstige Bekannte und reiste selbst mit einer Paketsendung an die Vogesenfront; den ganzen Krieg über versorgte er Soldaten mit Kartenmaterial und unterhielt eine Art Nachrichtenvermittlungs-Zentrale zwischen Heimat und Front. Daß die harten, entbehrungsreichen Jahre nicht spurlos an ihm vorübergingen, zeigen Photographien der Nachkriegszeit. Aus dem bärenstarken, unerschütterlichen Mann von fünfzig Jahren ist ein älterer Herr geworden, willensstark, doch wacklig, von böser Zeit gezaust. Die kommende Krankheit zeichnet sich ab.

1920 wurde er, mit der erneuten Auflage, seine Lehrtätigkeit auf ein Mindestmaß einzuschränken, zum Direktor der Universitätsbibliothek ernannt. Man bezweckte damit zweifellos eine Ehrung des fast Sechzigjährigen - aber man wollte wohl auch den Germanisten Bohnenberger in Ehren abschieben. Der Tod Hermann Fischers im folgenden Jahre änderte die Sachlage grundlegend. Bohnenberger und Fischer hatten sich seit Jahren gemieden, weil sie sich nichts zu sagen hatten. Im Roigel, der Verbindung, der beide angehörten, wußte man, daß Fischer jede Einladung zur Kneipe ausschlug, wenn - selten genug - Bohnenberger sich angesagt hatte. Vor seinem Tod hatte sich Fischer noch entschieden gegen die Nachfolge Bohnenbergers ausgesprochen; er vermied bei Bohnenberger wohl den für einen Ordinarius nötigen Weitblick, vielleicht auch die Eloquenz. Bohnenberger hat unter dieser Mißachtung Fischers sehr gelitten. Eine vertrauliche Anfrage des Dekanats der Universität Würzburg wegen einer eventuellen Berufung (vom 23.2.1920) scheint er abschlägig beschieden zu haben; er wollte nun im schwäbischen Land bleiben, mit dem er so verwachsen war.

Hermann Schneider wurde zum Nachfolger Fischers berufen. Aber schon am 12. Januar 1921 machten die Studenten der Germanistik eine (einstimmig angenommene) Eingabe an das Kultministerium sowie an Kanzler, Rektor und Fakultät, man möge Bohnenberger für das zweite zu schaffende Ordinariat vorschlagen. Eine Minderheit der Professoren (darunter der Anglist Franz) trat in einem Schreiben vom 29. Januar ebenfalls für Bohnenberger ein. Er sei ein ausgereifter Gelehrter aus der junggrammatischen Schule, außerdem der beste Kenner der schwäbischen Mundart und Volkskunde. Die Mehrheit, darunter Dekan Watzinger, wollte verhindern, daß man den eben erst berufenen Schneider dadurch in seiner Lehrmöglichkeit einschränke, daß man ihm Bohnenberger als Ordinarius zur Seite setze; es wurde vor der Überschätzung der Mundartforschung gewarnt; vor allem verwahrte man sich gegen die Einmischung unbefugter Stellen, wobei an die Studentenschaft, hier wieder insbesondere an einen Kreis von Studentinnen als treibender Kraft gedacht war.

Als dann ein paar Monate später Bohnenberger doch zum ordentlichen Professor berufen wurde, war die große Mehrheit der Studenten überglücklich. Bei seiner ersten Vorlesung als Ordinarius wurde er mit so heftigem Getrappel empfangen, daß viele fürchteten, die Alte Aula, damals ein sehr wackliges Gebäude, könnte einfallen. Er aber winkte nur unwirsch ab und fing, sobald er sich verständlich machen konnte, im gewohnten eintönig-sachlichen Tone zu lesen an.

In dem Jahrzehnt von 1921 bis 1930 trat die Forschung etwas in den Hintergrund. Das Ordinariat brachte natürlich manche Mehrbelastungen mit sich. Bohnenberger war damals sehr darauf bedacht, seine methodischen Erkenntnisse an Jüngere weiterzugeben. So hören wir von zahlreichen Exkursionen mit Studenten auf die Alb, in den Schwarzwald, an den Bodensee; dabei wurde mehr demonstriert als geforscht. Überdies hat er sich damals sehr um die Reform der Prüfungsordnung bemüht. Und schließlich veranlaßten ihn die Vorgänge um die "Lustnauer Schlacht" vom Sommer 1925, in deren Folge zahlreiche Studierende in politische Verfahren verwickelt wurden, zu einigen mutigen Artikeln im "Schwäbischen Merkur"; dies ist wahrscheinlich das einzige Mal, daß er in der Öffentlichkeit zu politischen Problemen Stellung genommen hat.

Seine Lebensweise wurde indessen entscheidend verändert durch eine schwere Krankheit im Jahre 1922, wohl eine späte Folge der entbehrungsreichen Kriegsjahre. Freunde, die ihn besuchten, erkannte er nicht mehr; meist redete er wirres, zusammenhangloses Zeug; auch hatte er Tage, wo er sich nur in einer bestimmten Fremdsprache äußerte. Die Ärzte standen vor einem Rätsel; man gab ihm höchstens noch ein Jahr zu leben. Nach verschiedenen vagen Zeugnissen scheint auch das Herz in Mitleiden-schaft gezogen worden zu sein; darauf deutet auch ein ärztliches Attest hin, das er seinem Gesuch um Enthebung von den Amtspflichten (26. 11. 1929) beilegte, und in dem von "Gelenkrheumatismus und Herzklappen-

fehler mit erhöhtem Blutdruck" die Rede ist. Die physischen Leistungen der früheren Jahrzehnte hätte er mit solchen körperlichen Mängeln nicht bewältigen können. Seither hat Bohnenberger die Anforderungen an sich selbst erheblich zurückgeschraubt. Man sah ihn noch über die Alb wandern, mit Studenten und älteren Freunden; die Hochgebirgstouren mußte er sich versagen.

Der Ausklang seines Ordinariats ist so bezeichnend wie der Anfang. Am Tag seiner letzten Vorlesung war der mittelgroße Hörsaal überbesetzt, der Katheder prächtig mit Blumen geschmückt. Als Bohnenberger schnellen Schrittes hereinkam, wurde er mit unaufhörlichem Getrappel begrüßt; das schnürte ihm fast die Kehle zu. Er winkte heftig ab, immer wieder, aber jedesmal brach der Jubel erneut los. Zuletzt schrie er, zutiefst erbost: "Jetzt lassen Sie mal das dumme Zeug - oder ich geh'!" Da waren sie endlich ruhig, und er begann, wie immer: "Meine Herrn und Fräulein ... So, also jetzt ist es genug. Jetzt: Paragraph 43, Absatz 1 ..." Er hat sich damals offensichtlich sehr geärgert. Denn er pflegte pünktlich anzufangen und pünktlich aufzuhören, und danach waren seine Vorlesungen eingerichtet. Am Schluß deutete er daher an, er komme jetzt unnötigerweise in Zeitnot, weil man ihm am Anfang so viel Zeit weggenommen habe. Er ging dann auch schnell und sichtlich verärgert hinaus.

Als Emeritus nahm er verschiedene Forschungen wieder auf. Erdachte durchaus noch nicht ans Aufhören. Photographien der dreißiger Jahre zeigen uns einen offenbar kerngesunden älteren Herrn; die leicht abweisenden, immer etwas ironischen Züge weisen keine Spur einer Erschlaffung auf, und die hellen, prüfenden Augen haben nichts von ihrer Klarheit verloren. Die meisten Arbeiten seiner Schüler, hauptsächlich Dissertationen, sind erst jetzt entstanden. Die württembergischen Sprachkarten, augenfälligste Früchte der Bohnenberger-Schule, wurden in verhältnismäßig rascher Folge veröffentlicht.³ Seine Ämter gab er ohne Zögern ab, sobald er den Eindruck hatte, Jüngeren im Wege zu stehen. Aber seine Arbeit führte er mit ungebrochener Kraft weiter.

Dem Dritten Reich stand er, ohne die Anfangserfolge zu verkennen, sehr reserviert gegenüber. Es waren, wie er in seinen letzten Lebensjahren erzählte, hauptsächlich gewisse menschliche Äußerungen der neuen Zeit, auch unter der Kollegenschaft, die ihn bedenklich stimmten. Im übrigen stand er wohl doch schon zu sehr außerhalb des vordergründigen Alltagsgeschehens, und es war auch nicht seine Art, sich allzu sehr zu engagieren. Die Abstinenz in politischen Dingen hat er auch über den Zusammen-

3) Von einer "Bohnenberger-Schule" im engeren Sinne kann man nicht sprechen. Doch sind vor allem die mundartforschenden unter seinen Schülern ihm methodisch weitgehend gefolgt, und so entstand unter

bruch von 1945 hinaus beibehalten, nicht ohne - wie seit jeher - in Einzelfällen einzugreifen, wo er sich menschlich dazu verpflichtet fühlte.

Nach dem Kriegsende konnte er längere Zeit nicht mehr nach Meßstetten gehen; dafür fuhr er nun alle paar Wochen zur Erholung nach Urach, wo ihm der Ephorus Storz ein Asyl verschafft hatte. Freunde fanden ihn damals sehr verändert. Er sorgte sich um jeden, der ihm nahegestanden war, zeigte mitfühlendes Verständnis für andere, Gebrochene, Hilfesuchende; er schrieb lange Briefe an die Verwandten, fragte nach Einzelschicksalen, bot immer wieder seine Hilfe an. Nun war es freilich immer seine Art gewesen, sich für andere zu verwenden; aber das war bisher mit so viel Scheu und äußerster Zurückhaltung geschehen, daßes die meisten gar nicht wahrgenommen hatten. In diesen letzten Jahren scheint aufgebrochen zu sein, was er immer verborgen, manchmal hart unterdrückt hatte: eine keusche, doch unbändige Liebe zum Mitmenschen, zu denen vor allem, die er als verwandt erkannte, denen er sich verantwortlich fühlte. Ein früh verschütteter Grundzug seines Wesens drängte hervor, eine oft ganz unmittelbare menschliche Wärme erfüllte ihn, beglück-

seiner Anleitung eine Reihe gleichgeordneter Arbeiten, die sein eigenes Werk ergänzen und befruchteten. Die wichtigsten seien genannt: W. Keinath: Laut- und Flexionslehre der Mundart von Onstmettingen und Umgebung. Diss. Tüb. 1922 (masch.); E. Rall: Die Mundarten des unteren Amts Neuenbürg. Diss. Tüb. 1912 (masch.); W. Lang: Laut- und Flexionslehre der Mundart von Neuhausen ob Eck und Umgebung. Diss. Tüb. 1923 (masch.); B. Hövemeyer: Die Laut- und Flexionslehre in der Mundart der Steinlach und Umgebung. Diss. Tüb. 1927 (masch.); Ed. Friker: Die Lautlehre der Mundart von Ulm und Umgebung. 1928 (handschr.); H. Feihl: Die Mundart von Aalen und Umgebung nach Lauten und Flexion, 1928 (handschr.); O. Strohmayer: Die Laute und die Flexion des Schwäbischen in der Mundart des Oberamts Blaubeuren. Diss. Tüb. 1930; Fr. Vogt: Die Mundart von Deufringen und Umgebung nach Lauten und Flexion. Diss. Tüb. 1931; A. Raichle: Die Mundart von Saulgau und Umgebung nach Lauten und Flexion. Diss. Tüb. 1932 (masch.); R. Zinser: Die Mundart des Oberen Gäus südlich von Herrenberg nach Lauten und Flexion. Diss. Tüb. 1933; F. Schneider: Die Mundart von Epfendorf und Umgebung nach Lauten und Flexion. Diss. Tüb. 1934 (handschr.); K. Boger: Die Mundart des Enz-Pfinz-Gebiets nach Lauten und Flexion. Diss. Tüb. 1935; S. Heißel: Die Mundart von Friedingen und Umgebung. Diss. Tüb. 1935; G. Weishaupt: Die Mundart von Hauarz und Umgebung. Diss. Tüb. 1935; H. Moser: Schwäbische Mundart und Sitte in Sathmar, 1937; H. Bizer: Die Flurnamen von Tailfingen mit Truchteltingen. Diss. Tüb. 1940; H. Dölker: Die Mundart im Kreis Eßlingen, 1935 (handschr.); ders.: Die Mundart im Kreis Nürtingen (in: Heimatbuch des Kreises Nürtingen I, 1950); Th. Frey: Die Mundart von Oberurbach und Umgebung. Diss. Tüb. 1949 (masch.).

kend für alle, die damals um ihn waren.

Körperlich freilich hatten ihn die Jahre der Not endgültig zum alten Mann gemacht. Die Base Schmid, die ihn damals von Herrenberg aus besuchte, fand ihn entsetzlich abgemagert, verfallen, trübsinnig. Er hätte es nie über sich gebracht, für sich selbst um irgend etwas zu bitten. Als sie in der Landstadt eher mit dem Nötigsten versorgt, ihm einmal ein Butterbrot mitbrachte, da nahm er es scheu, aß dann mit sichtlichem Heißhunger; von da an hat sie ihn wiederholt mit Lebensmitteln unterstützt. - Auch der Arbeitswille war zunächst gelähmt. Das Manuskript der "Alemanischen Mundart" war in der Rohfassung abgeschlossen; nun fehlte das Vertrauen in die eigene Schaffenskraft. Nur auf mehrfaches Drängen seiner Schüler raffte er sich zu einem letzten Versuch auf. Mit äußerster Mühe brachte er das Werk auf einen Stand, der den Mitarbeitern die Fertigstellung ermöglichte. Dabei wurde seine Gesundheit immer schlechter. Im Sommer 1949 war er zum letzten Mal in Meßstetten. Dort bekam er unvermittelt schwere Herzasthmaanfälle, die ihm die Arbeit zeitweise zur Qual machten. Spritzen und andere Medikamente verschafften wohl eine zeitlang Linderung, machten ihm dafür seelisch zu schaffen. Er registrierte sorgfältig, fast sachlich, den Verfall seiner Widerstandskraft. Im September 1950 siedelte er "zur Beobachtung und weiteren Behandlung" in die Universitätsklinik über. Zwei Monate später war klar geworden, daß er ständig kundiger Pflege bedürfe; so zog er ins Gutleuthaus (Pauline-Krone-Heim), wo ihm zunächst ein recht düsteres, enges Zimmer nach dem Hof hinaus zugewiesen wurde. Ende Januar stellte ihm die Oberschwester ihr eigenes Zimmer, neben dem Eingang, mit Blick nach der Straße, zur Verfügung - es war wohl das schönste Zimmer im Heim. Um diese letzte Übersiedlung entspann sich ein kleines Drama. Er sträubte sich heftig gegen den Wohnungswechsel, wollte keinem noch Bedürftigeren diesen Raum wegnehmen, und vor allem wollte er auf keinen Fall "auf Grund seiner Amtsstellung" irgendwelche Vorteile erlangen. Schließlich entschied er "endgültig", im alten Zimmer zu bleiben. Es bedurfte aller Überredungskunst seiner Freunde und der Schwestern, um ihn trotzdem noch zum Umzug zu bewegen. - In dieser Zeit hat er trotzdem die intensive Arbeit am Manuskript noch einmal aufgenommen: das Problem der Fortis- oder Lenis-Aussprache der harten Verschußlaute ließ ihm keine Ruhe, er wühlte sich durch alte Arbeiten, fragte brieflich bei früheren Schülern an oder ließ sie auch nach Tübingen kommen.

Im Februar mußte auf dringende Weisung des Wohnungsamtes die alte Wohnung geräumt werden, man mußte die Bücherei unter Zeitdruck verkaufen. Im Mai ließ es sich, selbst wenn zwischendurch relative Besserungen eintraten, nicht mehr übersehen, daß er immer schwächer wurde. Er schrieb mitunter noch Briefe, kaum leserliche, verkleckste, die Zeilen gerieten ineinander; dabei saß er am Tisch, eine Decke über den Knien. Aber jede kleinste Verdauungsstörung warf ihn um. "Das Allgemeinbild ist jetzt, daß er auf dem Ruhebett liegt und mit wechselnder Le-

bedingtheit an der Unterhaltung teilnimmt. Daß dazwischen dann Tage sind, an denen er wegen irgend eines Anfalls in der Nacht völlig verzweifelt ist ..., an das bin ich jetzt gewöhnt", schrieb mir Dölker damals. Vom Manuskript wollte er nichts mehr wissen, das sollten andere fertig machen. Nur selten wagte er sich noch hinaus, saß in der Sonne auf der Bank und plauderte mit alten Freunden.

Im Herbst verschlimmert sich sein Befinden. Es machen sich geistige Ermüdungserscheinungen bemerkbar, manchmal bringt er alles durcheinander. Ende Oktober tritt eine besonders starke Verschleimung der Bronchien ein. Er röchelt und stöhnt, hustet mühsam. Sein Gesicht ist erschreckend eingefallen, die gesenkten Lider spannen sich über den großen Augen, die herabgezogenen Mundwinkel haben etwas ungemein Leidendes. Den Gruß erwidert er mit kaum merklichem Nicken. Er spricht selten, nur Einzelworte, mit rauher und ganz hohler Stimme, ist kaum zu verstehen. Er ißt nichts mehr, trinkt nur noch das Notwendigste. Er ist ganz Hiob geworden.

Am 29. Oktober nachmittags sind nur wenige Bekannte bei ihm. Er liegt wie sonst auf den hochgestellten Kissen, fast sitzend, er ist ganz ruhig. Er hat die Augen geschlossen, seine langen Hände liegen im Schoß. Etwa um halb sechs Uhr wird der Atem plötzlich ganz schwach, ist dann nicht mehr zu hören. In seinem Gesicht ist keine Veränderung wahrzunehmen. Die Schwester fühlt noch einmal den Puls und wendet sich ab. Vera Voller humpelt ans Bett des Toten und beugt sich über ihn. Nach einer Weile geht sie leise hinaus. Dann bricht mit schnellen Schritten der herbeigerufene Arzt ins Zimmer, sagt ein paar hastige Worte, man bittet uns hinaus.

Drei Tage später ist er in aller Stille auf dem Tübinger Friedhof beerdigt worden, wenig unterhalb seines früheren Gartens, in dem er an Sommermittagen so oft gearbeitet hatte. Der Doppelgrabstein trägt die Inschriften: Ernst Bohnenberger, Forstmeister - Karl Bohnenberger, Professor.

Als Professor - als akademischer Lehrer wohl, vor allem aber als Forscher - wollte er sich verstanden wissen; nach dem Wissenschaftler Bohnenberger ist also nun zu fragen. Der ist freilich außerhalb des alemanischen Sprachgebiets und über das engere Fachgebiet hinaus nur wenig bekannt. Man kann Bohnenbergers sämtliche Werke mühelos unter einen Arm packen; es handelt sich, von 4 Büchern verschiedenen Umfangs abgesehen, durchweg um Zeitschriftenaufsätze. Auch die Thematik seiner Forschungen ist beschränkt. Zwar griff er anfangs weit aus; das zeigen die Preisarbeit über die Ortsnamen von 1886, die Geschichte der schwäbischen Mundart von 1892 und die Studie über den altindischen Gott Varuna von 1893. Aber der religionsgeschichtliche Ansatz wurde bald aufgegeben, seine Forschungen beschränkten sich im folgenden auf Volksleben,

Namen und Mundart vornehmlich Südwestdeutschlands und der Schweiz.

Zur Volkskunde kam er vermutlich über die Mundartforschung. Seine Liebe zum einfachen Volk ließ ihn stets auch auf dessen Lebensart achten; er trieb Volkskunde zu einer Zeit, als dieser Forschungszweig weithin noch nicht ernst genommen wurde. Er regte umfangreiche Erhebungen über Sitte und Brauchtum in Württemberg an, die noch heute - in Gestalt einer Sammlung von etwa 600 "Konferenzsaufätzen" - eine der wichtigsten Quellen für das schwäbische Volksleben bis 1900 darstellen. Er selbst blieb freilich mehr Liebhaber und Anreger. 1910 gründete er den Württembergisch-hohenzollerischen Verein für Volkskunde und gab sieben Jahre lang dessen "Volkskunde-Blätter für Württemberg und Hohenzollern" heraus, in denen er selbst zahlreiche kleinere Beiträge über Sagen und Segen, Sprüche, Tänze und Lieder, Volksglauben u. ä. veröffentlichte. Besonderer Erwähnung bedarf der Aufsatz über "Martin und Niklaus"; zum Problem der Verbreitung der beiden volkstümlichen Heiligen hat er mit der Zurückführung auf die konfessionellen Grenzen eine im wesentlichen heute noch gültige Deutung gegeben.⁴ Im ganzen aber hat Bohnenberger die Volkskunde in weit geringerem Maße wissenschaftlich betrieben als die Sprachforschung.

Denn im Mittelpunkt seines Schaffens stand die Mundartforschung. Den geringen Umfang seines Gesamtwerkes kann man zu einem guten Teil auf seine eigentümliche und konsequent entwickelte Aufnahmемethode zurückführen. Von Keller und Fischer an die Mundartforschung herangeführt, war er bis gegen die Jahrhundertwende Anhänger des indirekten (schriftlichen) Aufnahmeverfahrens. Aber für eine 1900 erschienene Abhandlung über k/ch im Alemannischen⁵ hatte er nicht nur alles "persönlich und an Ort und Stelle abgehört", sondern er hatte auch schon "reichliche Erfahrung in solchen Untersuchungen". Übrigens empfiehlt auch Fischer, dessen "Geographie der Schwäbischen Mundart" von 1895 auf schriftlicher Fernerkundung beruht, für alle Folgearbeiten grundsätzlich direkte Aufnahmen.⁶ Grundsätzliches über seine Aufnahmемethode sagt Bohnenberger im Aufsatz über die Ostgrenze des Alemannischen (1928).⁷ Dort

4) Die Studie ist erschienen in den "Volkskunde-Blättern für Württemberg und Hohenzollern" 1912; das Problem wurde von Dölker erneut aufgegriffen im Württ. Jb.f. Volksk. 1957/58, S. 100-110; es ist dort im Zusammenhang mit anderen volkskundlichen Erscheinungen gesehen, und vor allem ist die Betrachtung bis zur Gegenwart fortgeführt.

5) In Alemannia N. F. 1, 1900; Zitate daselbst S. 1.

6) Dazu Hermann Fischer: Einige Winke für Forschungen über schwäbische Mundarten. In: Korr. Bl. f. d. Höh. Schulen Württembergs, 1908, Heft 3, S. 1-18; daselbst S. 15: "Wer sich j e t z t an die Arbeit macht, muß an Ort und Stelle gehen und selbst hören".

7) Besonders im 1. Exkurs "über das aufnahmeverfahren", S. 266-272.

nimmt er auch deutlich gegen die Marburger Unternehmungen Stellung. Indirekte Aufnahmen werden nur für begrenzte Ergänzungen anerkannt; allgemeine Fragebögen für das gesamte deutsche Sprachgebiet sind abzulehnen. Den Deutschen Sprachatlas erkennt Bohnenberger nur mit Vorbehalt, auf jeden Fall nur als vorläufiges Werk an; freilich wird lobend erwähnt, daß einige Arbeiten der "Deutschen Dialektgeographie" schon auf Naherkundung beruhen. Die Lebhaftigkeit, mit der Bohnenberger seine Aufnahmемethode verteidigte⁸, kann nur der verstehen, der weiß, wie sehr er in der Landschaft lebte, die er durchwanderte und erforschte. Ihm war jeder Landstrich lebendig, er sah die Natur immer auf die Menschen bezogen, natürliche wie Verkehrsschranken waren ihm daher stets ganz unmittelbar gegenwärtig. Solche Feinheiten sind letzten Endes nur mit der direkten Aufnahmемethode zu erfassen. Die synchrone Sprachbetrachtung unserer Tage wird, da natürliche Grenzen ihre Bedeutung verlieren und Verkehrsgrenzen oft von guten Karten ablesbar sind, dem gemischten Verfahren positiver gegenüberstehen. Bohnenbergers Sehweise aber war vorwiegend historisch; er hat andere Techniken zwar anerkannt, ohne aber für sich selbst die Notwendigkeit einer neuen Sehweise zu akzeptieren. Er war überall Fußwanderer, die Eisenbahn war ihm im wesentlichen ein Mittel, ihn schnell in andere Wandergegenden zu bringen; und als Fußgänger, als Mensch des 19. Jahrhunderts im Grunde, sah er die Welt - für die Erklärung geschichtlich gewordener Sprachzustände zweifellos ein unschätzbarer Vorteil. Daher war sein Verhältnis zum deutschen Sprachatlas in Wirklichkeit noch viel schlechter, als es die spärlichen gedruckten Hinweise erkennen lassen. Bohnenberger sah in "den Marburgern" stets Leute, die mit unzureichenden Methoden und ohne die nötigen Detailkenntnisse auch ins alemannische Sprachgebiet eindringen. Einige vorschnelle Urteile Wredes und seiner Schüler mögen ihn in dieser Überzeugung bestärkt haben. Im ganzen ist es doch tief zu bedauern, daß Ungeschicklichkeit und Animosität von beiden Seiten eine Zusammenarbeit verhinderten. Gemeinsame Unternehmungen so verschiedener Forschungsrichtungen, die doch weitgehend dieselben Ziele verfolgten, hätten der Sprachgeographie von außerordentlichem Nutzen sein können.

Einige ausführliche Berichte aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg zeigen uns, wie Bohnenberger in concreto die Mundarten erforschte. Man suchte die Leute möglichst bei der Arbeit auf und versuchte über Fragen nach Arbeit, Tracht, Bräuchen und anderem an die Mundart heranzukommen. Frauen waren im allgemeinen zugänglicher als Männer. Man konnte sie um 5 Uhr morgens bei der Gemeindebackstube treffen, im Herbst besonders bei der Kartoffel- oder Rüben-ernte - da waren sie besonders gesprächig, weil ihnen eine kurze Unterbrechung der harten Arbeit will-

8) U. a. auch in "Die alemannische Mundart", 1953, S. 4-6, Anm.

kommen war. Oft fand man leichteren Kontakt über die Kinder; selbst die zaghaftesten waren mit einem "Bombole" zum Reden zu bringen. Die Männer suchte man eher am Stammtisch auf. Waren noch Plätze frei, so sagte man "mit Verlaub" und setzte sich zu ihnen. Man hörte zunächst zu, bis sich die erste Verblüffung der Bauern gelegt hatte. Dann griff man vorsichtig ins Gespräch ein, bekundete Interesse an Sitten und Gebräuchen, wies auf abweichende Erscheinungen im Nachbardorf hin. Besonders Glück hatte man, wenn auch der Schultes (in der Schweiz der "Preesi") zufällig anwesend war; der prunkte gern mit seinem Wissen und gab bereitwillig Auskunft. War man dann richtig ins Gespräch gekommen, so fragte man ohne Umschweife die gewünschten Mundartformen ab. Bohnenberger und seine Begleiter hatten in der frühesten Zeit Fragelisten mit Mustersätzen, die man sich nachsagen ließ (z. B. "Der Weg ist breit"). Gewöhnlich nahm man eine Arbeitsteilung der Art vor, daß einer fragte und der andere schrieb; oder der eine "forschte" im Wirtshaus, der andere in einem Laden usw. Stets achtete man sorgsam darauf, daß die Gewährspersonen am Ort geboren und nicht längere Zeit in der Fremde gewesen waren. Später wurden die Methoden verfeinert. Vor allem scheint Bohnenberger schon früh von dem Abfragen nach Listen abgekommen zu sein; an dessen Stelle trat ein vorsichtiges Erfragen der gewünschten Formen in unauffällig gelenkten Gesprächen.

Die Frage des Aufnahmeverfahrens war bei Bohnenberger von Anfang an eng mit dem Problem des Lautwandels verbunden. In den neunziger Jahren hatten Fischer⁹ und andere die bisherige Auffassung vom Lautwandel angegriffen; der schwäbische Mundartatlas zeigte eine so verwirrende Fülle von Sprachgrenzen, daß die "Lautgesetze" in zahllose Einzelwortverfahren aufgelöst schienen. Da gelang es Bohnenberger, das scheinbar regellose Netz von Sprachgrenzen nach sehr einfachen Prinzipien zu ordnen¹⁰, nämlich mittels der Begriffspaare des bodenständigen und des übernommenen (bei ihm: "überkommenen") sowie des durchgehenden und des sporadischen Lautwandels. Die meisten der vorhandenen Sprachgrenzen lassen sich auf übernommenen Lautwandel und hinzutretende Analogiewirkungen zurückführen. Mehr ist zum Problem des Lautwandels im Grunde auch heute nicht zu sagen, sofern man nicht um Termini streiten will. Bohnenberger ging daher zurecht immer auf die Erforschung des ganzen Lautes aus, und selbst abweichendes Verfahren in Einzelwörtern suchte er wieder in Regeln zu fassen. - Der Exkurs "über die ausdehnung des lautwandels und über die ursachen der sprachgrenzen"¹¹ zeigt eine Blick-

9) Z. B. in der Einleitung zur "Geographie der schwäbischen Mundart", ferner in den Württ. Jbb. f. Stat. u. Landesk. 4.

10) Über Sprachgrenzen und deren Ursachen, 1897; bes. S. 163.

11) In: "Über die Ostgrenze des Alemannischen ...", 1928, S. 279-284.

wendung von dem, was Haag und er schon vor der Jahrhundertwende als richtig erkannt hatten, zur Frage nach der Ausbreitung des Lautwandels, nach den Sprachbewegungen¹², und weiter forscht er nach den treibenden Kräften, die hinter den Sprachbewegungen stehen. Das Ansehen der Personen erweist sich dabei als wichtiger denn die Beschaffenheit der Sprachformen. Bewohner wirtschaftlich und politisch machtvoller Gebiete, die den Nachbarn als lockendes Vorbild gelten, sind auch sprachlich nachahmenswert. Ebenso zeigen sich bestimmte Berufe (Kaufleute, Beamte, Geistliche) besonders stark sprachneuernd, während Handelswege und Handelszentren nur begrenzten Einfluß auf die Sprachbewegungen haben.¹³

Dies führt uns weiter zum zentralen Thema Bohnenbergerscher Mundartforschung: zu den Sprachgrenzen. Grundlegendes über deren Ursachen sagt er schon 1897¹⁴: Warum die Sprache sich ändert und Sprachbewegungen sich ausbreiten, vermögen wir im Einzelfall nicht zu sagen. Dagegen lassen sich oft die Ursachen auffinden, die den einmal eingetretenen Lautwandel an einer bestimmten Stelle festgehalten haben; Lautgrenzen beruhen auf Verkehrsgrenzen, die natürlich oder geschichtlich (politisch, kirchlich, wirtschaftlich, verwaltungsmäßig) begründet sind. Entscheidend ist, daß solche Verkehrsgrenzen zur Zeit des Lautwandels bestanden; sie können später verschwinden, oder der Lautwandel kann über sie hinausgreifen. Auch die alten Stammesgrenzen können noch von gewisser Bedeutung sein (hierin wußte sich Bohnenberger in Übereinstimmung mit Karl Haag), sofern sie - trotz enger Verkehrsbeziehungen über die Stammesgrenze hinweg - sprachliche Verschiebungen zum Stillstand bringen können.¹⁵ Spätere territoriale Grenzen haben oft größeres Gewicht, als ihnen eigentlich zukommt, wenn sie auf frühmittelalterlichen Stammes- oder Herzogtumsgrenzen beruhen.¹⁶ Weit wichtiger sind freilich die territorialen Grenzen des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Starke Bedeutung haben in Württemberg vornehmlich das vorderösterreichische und das altwürttembergische Gebiet, ferner die großen Reichsstädte. Das politische Gewicht der Territorien ist bei der Bildung von Sprachgrenzen durchaus nicht immer entscheidend; wichtiger ist das häufige Hinzutreten konfessioneller zu politischen Grenzen.¹⁷ Doch sind keineswegs alle Sprachscheiden auf historisch-politische Grenzen zurückzuführen. Wesentlich ist oft der "Stammescharakter" oder das Bild, das man sich von den Angehörigen anderer "Stämme" macht, die Eigenschaften, die man ihnen zuschreibt; aus diesen Gründen ist zumal das Bairische vielerorts im Vor-

12) S. auch "Die alemannische Mundart", 1953, S. 254-261.

13) Ebd. S. 259-260.

14) Über Sprachgrenzen und deren Ursachen, 1897.

15) Ebd. S. 168 f.

16) Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze ..., 1905, S. 31.

17) Die alemannische Mundart, 1953, S. 250-251.

dringen.¹⁸ Dennoch ist vor überschneilen Urteilen über "aktive" und "passive" Sprachlandschaften entschieden zu warnen¹⁹. - Schlug Bohnenberger ursprünglich das Gewicht der natürlichen Grenzen sehr hoch an, so treten sie mit fortschreitender Einzelforschung immer mehr an Bedeutung zurück. Immerhin haben sie stellenweise erhebliche Auswirkungen, besonders Hochgebirgskämme sind "regelmäßig von Sprachscheiden begleitet", wenn auch manchmal die Lebens- und Wirtschaftsweise der Bewohner solche Schranken überwinden kann.²⁰ Im Mittelgebirge verlieren die natürlichen Schranken an Gewicht; der Schwarzwald scheidet stärker als die Alb, der nördliche mehr als der südliche Schwarzwald, Ödland, auch bewaldete Kleinerhebungen, überhaupt große Wälder können sprachscheidend wirken, Gewässer dagegen weniger; allenfalls noch Bodensee, Zürich- und Walensee, kaum aber die Flüsse, selbst die großen wie Rhein und Donau. Sümpfe und Moore bilden vereinzelte Sprachschranken.²¹

Zur Abgrenzung der alemannischen gegen die Nachbarmundarten ist Bündiges und Endgültiges gesagt im Aufsatz über die Ostgrenze des Alemannischen von 1928, dieser - neben der "Alemannischen Mundart" - wohl bedeutendsten Arbeit Bohnenbergers zu Mundartfragen. Zunächst wird das Vollalemannische unterschieden von dem mehr oder weniger breiten Streifen der Übergangsmundarten; diese zerfallen einerseits ins Vorallemannische, andererseits ins Vorfränkische oder Vorbairische. Der Begriff der Übergangsmundart impliziert die Erkenntnis, daß sich die Mundarten im allgemeinen nicht scharf linienmäßig abgrenzen lassen; trotzdem hält Bohnenberger die Festlegung einer Liniengrenze aus praktischen Gründen für empfehlenswert. Er hat seinen Vorschlag für eine solche Grenze in der "Alemannischen Mundart", S. 75-77, beschrieben, wobei auffällt, wie sehr ihm dabei an einer Übereinstimmung mit der Stammesgrenze gelegen ist. Danach gilt von den Vogesen bis zum Rhein die Linie für anlautendes pf/p, vom Rhein bis zum Schwarzwald die Linie, die Einlaut- oder Zwielaussprache der mhd. Langvokale î=û scheidet, vom Schwarzwald bis zum Mainhardter Wald die Linie für verdumpfte oder unverdampfte Aussprache des ahd. Diphthongs ei, weiter bis zur Donau die Linie für unverdampfte oder verdampfte Aussprache des mhd. Kurzvokals a, und von der Donau bis zum Arlberg die Linie für das Pronomen der 2. Person Plural (ihr/euch oder es/enk). Die Großgliederung des Alemannischen, wie sie Bohnenberger in der "Alemannischen Mundart" S. 262-264 vorgeschlagen hat, ist heute mit gewissen Modifikationen Gemeingut der Mundartforscher geworden. Danach sind Nordalemannisch und Südalemannisch durch die Aussprache des anlautenden k vor Vokalen (als k oder ch) geschieden. Das Nordalemannische zerfällt in Schwäbisch und Niederallemannisch (unterschieden durch Zwiela- oder Einlauteaussprache von mhd. î=û), das Südalemannische in Hoch- und Höchstalemannisch oder in Mittel- und Hochalemannisch

18) Über die Ostgrenze des Alemannischen, 1928, S. 263.

19) Ebd. S. 279-284, gegen Bemerkungen in dem Werk von Kurt Wagner: Deutsche Sprachlandschaften, 1927.

20) Die alemannische Mundart, 1953, S. 246.

21) Ebd. S. 247-249, 252-253.

(unterschieden durch die Aussprache der Lautgruppe nk).

Eine Kennzeichnung des Gesamtalemannischen stößt angesichts der starken Auseinanderentwicklung von Nord und Süd natürlich auf Schwierigkeiten; immerhin ist sie noch möglich. Alemannisch ist "die Mundart, welche anlautendes und verdoppeltes vorddeutsches p als pf spricht und zugleich im Indikativ sowie Infinitiv der Zeitwörter gehen=stehen die â-Formen gebraucht oder aber die ê-Formen in Verbindung mit Einlautaussprache der altlangen Engevokale î=û in der Mehrheit der Fälle".²²

Mehr am Rande liegen Bohnenbergers namenkundliche Forschungen, obwohl sie am Anfang stehen und vermutlich den Übertritt zur Sprachforschung bewirkt haben. Die Ortsnamen haben ihn seit seiner Dissertation von 1886 beschäftigt; zahlreiche einzelne Ortsnamen hat er seither untersucht, Allgemeines nebst vielen Einzelheiten gibt das Büchlein über "Die Ortsnamen Württembergs". Später hat er sich eingehend um Erklärung und Schreibung der Flurnamen bemüht, seit der Jahrhundertwende im Auftrag des Statistischen Landesamtes; Personennamen, Festtagsnamen wurden in kleineren Veröffentlichungen behandelt. Viele dieser namenkundlichen Untersuchungen, zumal die größeren der Altersjahre, stehen ganz im Dienste der Mundartforschung. Meist ging es dabei um die Ursache der Sprachgrenzen und im besonderen um den Einfluß der alten Stammesgrenze. Aus diesem Bestreben sind namentlich die Aufsätze zu Landstrichnamen u. ä. von 1943 und 1951 hervorgegangen.

Der Zugang zu Bohnenbergers Werk wird nicht nur durch die Art der Veröffentlichung in verstreuten Aufsätzen erschwert, sondern auch durch gewisse Eigenheiten der Darstellung. 1892 rügte Hermann Fischer die Habilitationsschrift "Zur Geschichte der schwäbischen Mundart im XV. Jahrhundert";²³ zwar wird der Inhalt positiv beurteilt, aber die Sprache des Werkes sei oft "verschroben und gesucht". Dieses frühe Zeugnis kann für die meisten von Bohnenbergers Arbeiten gelten, zumal für das Alterswerk von 1953. Es ist ein eigentümlich gewundener, gelegentlich hölzerner Stil, oft archaisierend, oft sich in unhandlichen Wendungen verkrampfend. Die Stereotypie gewisser Lieblingsausdrücke - sofern, des Näheren - befremdet und ermüdet. Überflutung der Sätze mit Adverbien, die den Satzinhalt stark relativieren, oder Einstreuung schwerfälliger Relativpartikeln, Überladung der Attribute, bevorzugter Gebrauch der flektierten Artangabe machen das Lesen nicht zur reinen Freude. Daneben überraschen manche Schriften durch ganz ungekünstelten, leicht verständlichen Stil, so die Aufsätze in den Volkskundebüchern oder das Büchlein über die Mundarten Württembergs. Alle diese Arbeiten sind bezeichnenderweise an einen größeren Leserkreis gerichtet. Bohnenbergers "verschrobene" Sprache beruht also offenbar nicht auf Unvermögen, sondern auf einem stark aus-

22) Die alemannische Mundart, S. 194.

23) Fischers Bemerkungen finden sich in dem Bericht, den er über die zur Habilitation eingereichte Arbeit für die Fakultät anfertigen mußte.

geprägten Stilempfinden, das freilich dem unseren nicht mehr entspricht. Er besaß nicht nur die Gabe, sondern lebte geradezu unter dem Zwang, je nach dem präsumptiven Leserkreis feinste stilistische Unterschiede zu machen - übrigens auch im mündlichen Verkehr. Der hölzern anmutende Stil der wissenschaftlichen Arbeiten bedeutet bei ihm Klassifikation der Leser, er ist außerdem unwillkürlich Ausdruck der strengsten Objektivität, die er von sich selbst forderte; einer Objektivität, die nichts von Eloquenz hielt, aber straffe gedankliche Zucht über alles stellte. Daß die Klarheit der logischen Verknüpfung über allem Zweifel stehe, hat auch Fischer in dem genannten Bericht bestätigt. Faßt man aber Bohnenbergers Stil als Ausdruck seiner Denkweise, so wird man auch verstehen, warum sich die wenigen Stellen, da Persönliches durchschlägt, da hinter dem verstandesklaren wissenschaftlichen Gebäude der Mensch Bohnenberger erscheint, auch stilistisch von ihrer Umgebung abheben. Man vergleiche dazu eine Bemerkung aus dem Jahre 1905: "Ich bin in den letzten Jahren vom Pustertal bis zur Saar und Nahe, vom Pommat, Anzatal und Wallis bis zur westfälischen Pforte und zur thüringischen Saale unterwegs gewesen",²⁴ oder eine Bemerkung zur Aufnahmemethode, die vermutlich auf die Jahre 1945/46 zurückgeht: "Wie enge übrigens ein Forscher mit den Menschen und der Sprache eines Landes verwächst, das er hörend und sehend viele Jahrzehnte bis in seine hintersten Falten durchwandert hat, kann der Anhänger des Fragebogenverfahrens nicht ermessen".²⁵ Daß freilich dieses ungewöhnliche Vermögen der Stilnuancierungen dem Gesamtwerk kaum zum Vorteil gereichte, kann nicht verschwiegen werden.

Ebenso stört immer wieder ein fühlbarer Mangel an Ordnungssinn. Die "Alemannische Mundart" enthält manche methodischen Unterschiede in den einzelnen Teilen, die sich kaum sachlich begründen lassen.²⁶ Besonders müssen wir bedauern, daß die unter Bohnenbergers Leitung entstandenen württembergischen Sprachkarten, hauptsächlich auf Dissertationen seiner Schüler beruhend, nicht streng koordiniert worden sind. Weder Maßstäbe noch Numerierung der Einzelgrenzen stimmen überein; neben Überschneidungen der Untersuchungsgebiete zeigen sich kleinere Lücken, die man leicht hätte ausfüllen können. Man stellt sich einen Bibliothekar gemeinhin als einen Mann der Ordnung schlechthin vor. Nun: Bohnenberger war nie mit Leib und Seele Bibliothekar. Zwar erfüllte er seine Pflichten mit großer Sorgfalt; aber von Anfang an strebte er mit allen Mitteln weg vom Bibliotheksdienst: er wollte lehren und forschen. Von Bibliothekswissen-

schaft scheint er nicht viel verstanden zu haben; er war, wie Kundige versichern, einfach nicht zum Bibliothekar geschaffen. Daß er den praktischen Gesichtspunkt "Die Bibliothek ist für die Studierenden da" jederzeit bürokratischen Hemmnissen übergeordnet hat, verdient freilich besondere Anerkennung.

Mit gutem Bedacht sind hier auch die Mängel des wissenschaftlichen Werkes erwähnt worden; mit irgendwelcher Beschönigung wäre Karl Bohnenberger kein guter Dienst erwiesen, und ein solches Verfahren hätte auch gar nicht seiner Denkweise entsprochen.

Es ist in diesem Zusammenhang auch auf den akademischen Lehrer Bohnenberger einzugehen. Die Berichte ergeben ein zwiespältiges Bild. Einerseits rühmen alle Schüler sein pädagogisches Geschick, andererseits erinnern sich die meisten mit Stöhnen und oft mit einem gewissen Lächeln an seine Vorlesungen. Mack hat in der Festschrift zum 75. Geburtstag alle von Bohnenberger gehaltenen Vorlesungen zusammengestellt. Da fällt zunächst auf, daß über zwei Drittel der Vorlesungen sprachwissenschaftliche Themen behandeln; bei den literargeschichtlichen kehren dieselben Themen immer wieder. Es liegt auf der Hand, daß sich Neigung und Vermögen Bohnenbergers in dieser Verteilung widerspiegeln.

Bohnenberger hat jede Vorlesung präzise ausgearbeitet. Er las sein Manuskript Wort für Wort ziemlich schnell ab; nur mitunter schaute er kurz, fast scheu ins Auditorium. Die Stoffmenge war so genau berechnet, daß er immer gerade fertig wurde. Vor allem die literarischen Vorlesungen litten fühlbar unter der Beschränkung aufs rein Stoffliche. Da wurden Berge von Fakten aufgehäuft, für ein Eingehen auf die dichterischen Inhalte blieb gewöhnlich keine Zeit. Freilich hatte Bohnenberger zum Poetischen im Grunde auch gar keinen Zugang, es war ihm völlig unmöglich, Dichtungen angemessen zu interpretieren. Wo es doch versucht werden mußte, entstanden groteske Formulierungen: "An dieser Stelle des Nibelungenliedes setzt sich der Apparat der Liebe in Bewegung". Es gab oft Gelächter, was Bohnenberger - vermutlich als Ausdruck mangelnder Reife - einfach nicht zur Kenntnis nahm. Zeitweise kamen, da er meist an sonst vorlesungsfreien Nachmittagen las, auch Studenten anderer Fakultäten um solcher Stilblüten willen. Eine Walther-Stelle wurde folgendermaßen erläutert: "Blumenholen ist eine Gelegenheit für Liebende, denn sie führt in die Einsamkeit und ist doch noch schicklich." Der männlich-heldische Geist des Nibelungenliedes lag ihm noch am ehesten; Liebeslyrik war ihm zutiefst wesenfremd. Übrigens scheint, wo nicht in der Art seiner Vorlesungen, so doch in der Reaktionsweise der Hörer in den zwanziger Jahren ein Wandel eingetreten zu sein. Von respektlosem Lachen wird da nicht mehr berichtet; offenbar hatte die jungen Leute damals so viel Achtung vor dem großen Alten, daß sie über mancherlei Eigenheiten und Schrullen hinwegzusehen vermochten. - Die sprachlichen Vorlesungen gelangen viel besser. Hier störte der Stoffreichtum weniger, man spürte oft sogar eine gewisse Wärme, die sich auf die Schüler übertrug. Seine Meisterschaft freilich zeigte sich erst in den Übungen, hauptsächlich Einführungen ins Mittel-

24) Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze..., 1905, S. 76, Anm. 1.

25) Die alemannische Mundart, 1953, S. 5-6, Anm.

26) So wird die "Erklärung" der Sprachgrenzen bei der Darstellung der Übergangsmundart abschnittsweise, bei der Behandlung der Innengliederung in einem zusammenfassenden Kapitel vorgenommen. Ferner: Die sehr ungleiche Belegdichte für manche Grenzverläufe ist zwar dem jeweiligen Stand der Forschung zuzuschreiben; aber der Leser hätte doch an gegebener Stelle einen Hinweis auf dieses Faktum erwarten dürfen.

und Althochdeutsche oder Gotische. Hier, im lebendigen Lehrer-Schüler-Gespräch, sprühte er, hier war er ganz in seinem Element; zwanglose Colloquia gab es freilich auch hier nicht, der strenge Plan wurde immer eingehalten. Die grammatischen Regeln wurden den Studenten durch immer dieselben, sorgfältig ausgewählten Paradigmata so eingeprägt, daß sie nie mehr zu vergessen waren. Wer bei Bohnenberger - sei es früher in den Seminarübungen, sei es beim Emeritus im Privatissimum - Althochdeutsch gelernt hatte, der war für sein ganzes Leben mit dem nötigen Handwerkszeug ausgerüstet. Noch mehr fast zeigte sich sein pädagogisches Geschick außerhalb des Hörsaals. Auf den Exkursionen wurde nicht nur doziert und demonstriert, sondern die Studenten wurden immer auch angehalten, selbst abzufragen. Und dies ist überhaupt kennzeichnend für den Erzieher Bohnenberger: er lenkte nie zuviel. Er brachte die jungen Leute ständig in Situationen, wo sie sich bewähren und selber zurechtfinden mußten; er selbst hielt sich, oft ironisch lächelnd, im Hintergrund, um hinterher lobend oder tadelnd seinen Rat zu erteilen.

Bei alldem ist es dennoch nicht selbstverständlich, daß der verschlossene Mann, der anscheinend Gefühlsarme, von seinen Schülern so verehrt und geliebt wurde; das pädagogische Geschick allein reicht zur Erklärung nicht aus. So ist zuletzt die Frage nach dem Menschen Karl Bohnenberger zu stellen. Denn das Viele, das über ihn zu berichten war - Aktenkundiges, schon Veröffentlichtes, aus mündlichen Quellen Zusammengetragenes - will kein rechtes Gesamtbild geben. Was für ein Mensch war Karl Bohnenberger wirklich? Wo liegen seine Wurzeln? Und wie vermochte er so zu leben?

Auf Distanz hat er sein Leben lang gehalten, dadurch wurde seine Erscheinung am auffälligsten geprägt. Er gab nie einen richtigen "Patsch", reichte bei der Begrüßung immer nur die halbe Hand und schien dem Partner immer drei Schritte vom Leibe bleiben zu wollen. Den Studierenden galt er als der große Unnahbare, unaufgefordert wagte man ihn kaum anzusprechen, ohne Einladung durfte man ihn nicht besuchen. Dabei wirkte sich diese Distanzierung verschieden aus, das Bild, das er sich vom Sprecher gemacht hatte, bestimmte sein Verhalten und nicht zuletzt seine Sprechweise. Denn er redete gewöhnlich nicht wie andere Leute. Mit "Studierten", selbst wenn es sich um enge Vertraute handelte, sprach er immer ziemlich förmlich, buchmäßig, steif. Als der junge Frey auf einer strapaziösen Hochgebirgstour mit dem fünfundzwanzig Jahre Älteren einfach nicht mehr Schritt zu halten vermochte und sich, erschöpft und verzweifelt, kurzerhand auf den Boden legte, sah Bohnenberger wohl eine Weile ungerührt zu; nach etwa zehn Minuten aber sagte er gleichmütig: "Ja, aber ich meine, jetzt könntest du wieder aufstehen." Und wenige Tage vor seinem Tod, als ich ihn fragte, ob ich noch eine Weile dableiben solle, antwortete er, mühsam seine Gedanken ordnend: "Ja... und nein... ich würde sagen: Zunächst ja, mit einer Anfrage in etwa zwanzig Minuten." Seine geschraubte Rede-weise war auch im Roigel bekannt. Er kam selten zur Kneipe, erzählte den Jungen dann meist Begebenheiten aus alter Zeit. Kam er aber nicht,

so wurde er regelmäßig von redegewandten Bundesbrüdern imitiert; einige hatten es darin zu beachtlicher Meisterschaft gebracht. - Mit den Haushälterinnen hingegen redete er vorwiegend in Infinitiv- und Kurzsätzen. Fragte Marie, ob sie ihm ein Ei zum Trinken machen dürfe, so brummte er: "Fortgehn!" Kam er schweißbedeckt aus dem Garten, so befahl er: "Bis in einer halben Stund' heiß' Wasser!" und verschwand im Zimmer. Das Papptäfelchen an der Wohnungstür mit der Aufschrift "Ich bitte Höflichkeitsbesuche zu unterlassen, da ich dieselben nicht erwidern kann" störte Marie weniger des Inhaltes wegen, als weil es schon ganz vergilbt war; so entfernte sie es eines Tages, worauf er ungehalten sagte: "Nur mich vorher fragen, wenn man so was macht!" Das ist fast das Äußerste an Distanzierung, was in deutscher Sprache möglich ist. Erst in den letzten Tagen vor seinem Tod brachte er mitunter die "Stilsphären" durcheinander. Eine wieder andere Art zu reden hatte er, wenn er mit Landleuten, in Meßstetten oder sonstwo, zusammen war; da redete er ungezwungen, breiter, das fränkische Erbteil schlug stärker durch. Bei diesen Menschen, denen er sich in einem tieferen Sinne verbunden wußte, gab er sich ganz unmittelbar, hier war er auch mitunter zu Witzen und Neckereien bereit, die er sonst weit von sich wies. Hier war er freilich nur feiertags oder im Urlaub, fern von den Geschäften, hier befand er sich gewissermaßen in einer Ausnahmesituation. Sicher scheint, daß diese sprachliche Nuancierungen in der uns faßbaren Zeit gar nicht mehr reflektiert, sondern ganz mechanisch erfolgten.

Ähnliche Abstufungen hielt er bei der Anrede von Personen ein. Im Roigel galt er spätestens vom ersten Weltkrieg ab als Sie-Alter; nur wenigen bot er in späteren Jahren noch das "Du" an. Den Bundesbruder Karl Harm aus Meßstetten kannte er von Kindesbeinen an, das hinderte ihn nicht, ihn vom Tag der Konfirmation an mit "Herr Karl" anzureden. Bei seinen Verwandten unterschied er sorgsam nach dem Grad des Verhältnisses; dabei nahm er jedoch die Männer eher in den Kreis der "Du-Würdigen" auf als die Frauen. Es scheint, als sei er ständig darauf bedacht gewesen, von Anfang an eine Hierarchie von Distanzen zu schaffen, als hätte er sich vor einem allzu großen Kreis intim Vertrauter gescheut. Selbst seine Ironie mag diesem Abstandhalten gedient haben; zum Teil war sie aber zweifellos auch bewußt eingesetztes Erziehungsmittel. - Von sich selbst redete er fast nie; gegebenenfalls berichtete er nur verhältnismäßig belanglose, äußerliche Dinge. Im Verhältnis zu sich selbst scheint er einen Grad an Objektivierung erreicht zu haben, der kaum mehr zu überbieten war.

Man möchte aus diesen Feststellungen auf einen hölzernen, extrem nüchternen, ja vertrockneten Menschen schließen. Seine Schüler berichten das Gegenteil: sie rühmen allesamt seine Herzlichkeit, die nur unter der rauen Hülle verborgen gewesen sei. Seine Hilfsbereitschaft hat sich in den verschiedensten Formen erwiesen: er hat sich um die Kriegsteilnehmer unter seinen Schülern gekümmert, er hat ständig bedürftige Studenten unterstützt, daneben auch die Witwen gefallener Schüler und Bundesbrüder, teils ohne deren Wissen. Vor allem die hinterbliebenen Frauen haben es

ihm nie vergessen, daß der Junggeselle sich ihrer auch menschlich in aufopfernder Weise angenommen hat.

Aber er hat nicht nur geholfen, weil er es etwa für seine Pflicht gehalten hätte: von Anfang an ist in ihm ein sehr starkes Bedürfnis nach Menschen gewesen. Seit den frühesten Zeiten hat er die Geselligkeit gesucht. Schon aus den neunziger Jahren wird uns von vielgerühmten Bowlenabenden berichtet, die der ehemalige Bibliothekar auf dem großen Balkon über dem inneren Schloßtor abhielt. Später begleiteten ihn Studenten nach Meßstetten, ins Wallis, nach Graubünden. Auch war für seine engsten Vertrauten stets ein Abend in der Woche reserviert. Er hielt darauf, daß er an anderen Abenden nicht gestört wurde; blieb aber einer einmal zum vorgesehenen Termin weg, so erhielt er unfehlbar wenige Tage darauf eine jener lakonischen Postkarten: "Ich denke, es wird Zeit, daß du dich wieder sehen läßt. Boh." Bundesbrüder und andere Bekannte - er hatte durchaus nicht den Roigelfimmel - lud er öfters, wenigstens einmal im Semester, zum Essen ein, namentlich jene, die bei ihm Vorlesungen hörten; kecke Zungen sprachen vom "Kolleggeld raussaufen".

So sehen wir ihn aus zahllosen Berichten; seine hohe Gestalt, umschwärmt von einem Rudel junger Studenten, während des akademischen Viertels vor der Neuen Aula, sonntags auf den Wanderpfaden der Schwäbischen Alb, die sehr hellen blauen Augen über die Köpfe der andern hinweg oder durchdringend auf den eben Angeredeten gerichtet: wie läßt sich dieses vielen vertraute Bild mit dem steten Distanzhalten vereinbaren? Eine seiner fast schrulligen Gewohnheiten vermag dieses sorgsam geschiedene Nebeneinander von Annäherung und Fernhalten zu symbolisieren: In den dreißiger Jahren fuhr er oft mit jungen Leuten im selben Zug zum gemeinsamen Urlaubsziel, er aber immer eine Klasse höher, so daß man während der Fahrt getrennt war. Gab es aber einen Aufenthalt, so kam man, wie auf Grund einer stillschweigenden Vereinbarung, auf den Bahnsteig und wandelte dort plaudernd zusammen auf und ab, bis der Zug wieder weiterfuhr.

Sicher lag seinem Wesen eine angeborene Scheu zugrunde; ebenso sicher trat ein willkürliches, durchaus berechnetes Abstandnehmen hinzu. Denn Bohnenberger war immer darauf bedacht, aus seinen Möglichkeiten, aus der ihm verfügbaren Kraft und Zeit das Beste zu machen. Darum legte er auf Ordnung in den regelmäßig wiederkehrenden Dingen so großen Wert, auch wenn seine Natur gar nicht sehr zum Systematisieren und Organisieren neigte; darum beherrscht ein ständiges Streben nach Ökonomie sein ganzes Leben. Bei Routineangelegenheiten hielt er auf äußerste Pünktlichkeit; denn diese äußerlichen Dinge sollten ihm weder Arbeitszeit rauben noch Ärger machen. Dölker berichtet anschaulich, wie schon der junge Bibliothekar das Bedienungspersonal im "Kaiser" zur Pünktlichkeit erzogen hatte.²⁷ Ähnliches erzählt die Haushälterin Marie aus der Zeit nach 1936: Wenn er von Meßstetten kam, so mußte sein Schemel in der

27) Im Württ. Jb. f. Volksk. 1955, S. 170.

Diele stehen. Er trat ein, stellte den Fuß darauf, sie mußte ihm die Stiefel aufschnüren, er schlüpfte dann in seine Hausschuhe. Wenn sie alles zur Zeit bereit hatte, war er zufrieden mit ihr.

Daß er von gesellschaftlichen Konventionen wenig hielt, beweist nicht nur das schon erwähnte Türschild, sondern ebenso sein äußerer Habitus. Er war immer sauber, aber nie auffallend, vor allem nie modisch gekleidet; von Bügelfalten und ähnlichen Äußerlichkeiten hielt er nicht viel; es konnte vorkommen, daß er das ganze Semester über denselben Anzug trug. Er bevorzugte graue Farben. Nach seiner Emeritierung wurde er noch anspruchsloser. Obwohl er gute Anzüge besaß, zog er meist die älteren, ihm lieb gewordenen an, der Schneider mußte sie immer und immer wieder flicken. Als ihn Marie einmal daran erinnerte, daß der alte Kittel eigentlich nicht mehr zu einem Professor passe, erwiderte er ungehalten: "Ach, ich bin nicht stolz." Selbst die Bauern in Meßstetten lächelten über den ewig gleichen Aufzug: eine grau-grüne Jacke, Kniehosen, dicke Strümpfe, Stiefel. Dazu der Hut von undefinierbarer Farbe, formlos, wasserabstoßend. In Tübingen hörte man eines Tages: "Der 'Boh' hat einen neuen Hut!" - und die ganze Stadt lachte darüber. Als Karl Harm ihn bei einem Spaziergang darauf aufmerksam machte, daß sein Hut auf einer Seite eine Dalle habe, haute er sich ärgerlich über den Kopf und rief: "So, und jetzt habe ich noch eine Dalle!" Für Eitelkeit jeglicher Art schien er nie Zeit zu haben. Eine Ausnahme machte er nur im bäuerlichen Lebenskreis: da wollte er in der Tat etwas gelten, wollte anerkannt werden. Die Meßstettener erzählen schmunzelnd von seiner Arbeit am "Dares Loch", wo er mit Hacke und Spaten ein Stück Ödland urbar machen wollte, vom Mauerbau an der Lauenhütte und von - ganz vereinzelter - Mithilfe im Heuet beim alten Sauter-Beck. Er war ihnen in diesen Verrichtungen nicht gewachsen, aber sie schätzten sein Bemühen und lobten ihn darum.

Obwohl er Bärenkräfte hatte und sich mehr als andere zumuten konnte, hat er seine körperliche Verfassung stets sehr genau beobachtet. Er betonte immer die Notwendigkeit der Wochenendwanderungen, die ihm zwar Vergnügen, aber ebenso auch heilsamer Ausgleich für die Schreibtischarbeit waren. Auch die körperliche Reinlichkeit lag ihm sehr am Herzen. Als ihm im Herbst 1949, nach den ersten Herzasthmaanfällen, der Arzt das tägliche Waschen von Kopf bis Fuß verbot, ließ ihn diese Umstellung wochenlang nicht zur Ruhe kommen.

Unter den Menschen, mit denen er zu tun hatte, traf er eine zwar sorgsame, aber scharfe Auswahl. Viele Kollegen mied er, teils wegen ihm unangenehmer Eigenschaften, teils weil man sich wesensfremd war. Ging man mit ihm durch die Stadt, mußte man damit rechnen, daß er unvermittelt in eine Seitengasse einbog, um irgend jemanden nicht grüßen zu müssen. Andererseits hat er eine Reihe von Wissenschaftlern hoch geschätzt. Zu diesen gehören nicht nur seine Lehrer Roth und Sievers, sondern auch der Theologieprofessor Alfred Hegler, mit dem er befreundet war, ferner

alle Schweizer Mundartforscher, allen voran Bachmann, später Hotzenköcherle, sodann die Historiker Dannenbauer und Fritz Ernst, in der letzten Zeit auch Eduard Spranger. Unter seinen Schülern gab es einen engeren Kreis, zu dem nicht viele Zugang finden konnten. Daß er im allgemeinen die Menschen richtig zu beurteilen, ihre Fähigkeiten klar zu erkennen und objektiv zu bewerten wußte, kann nur mit Einschränkungen bestätigt werden. Aber er hatte die Gabe, eine bestimmte Art von Menschen sehr rasch und sicher zu erkennen; die ihm innerlich verwandten Naturen nahm er an; wer wenig mit ihm gemein hatte, blieb draußen.

Vielen galt er als Frauenfeind, einmal weil er nicht geheiratet hat, dann aber auch wegen seines seltsamen Verhaltens den Frauen gegenüber. Den ersten Studentinnen, die nach der Jahrhundertwende die Universitäten bezogen, stand er besonders skeptisch gegenüber. Wenn sie sich in seinen Vorlesungen in die erste Reihe setzten, komplimentierte er sie regelmäßig nach hinten und holte dafür die Kriegsversehrten nach vorn. Die Vorlesungsanrede "Meine Herrn und Fräulein" spricht für sich selbst. Freilich achtete er, nach anfänglichem Zögern, alle Frauen, die ihre Arbeit ernst nahmen und etwas leisteten; im Grunde aber sollten sie nach seiner Ansicht in erster Linie Frauen sein. Kälteste Ablehnung widerfuhr all denen, die - besonders in späterer Zeit - die Universität als eine Art Heiratsmarkt betrachteten.

Es ist auffallend, wie er trotz dieser unverhüllten Reserviertheit von fast allen Studentinnen verehrt wurde; seine früheren Schülerinnen rühmen noch heute sein Wohlwollen und seine Menschlichkeit. Er scheint eine eigenartig tiefe Wirkung auf die Frauen ausgeübt zu haben. Am nächsten von allen stand ihm Vera Vollmer, eine seiner ersten Schülerinnen, die ihm selbstlos die Treue hielt. Aber diese Seelengemeinschaft führte nie zu einer engeren Bindung. Obwohl er ihre Gegenwart im allgemeinen zu schätzen schien, war er doch auch manchmal mit unbekanntem Ziel verneigt, wenn sie sich angesagt hatte; die Distanz blieb. Man mag auch diese Scheu vor inniger Gemeinschaft mit dem Streben nach Ökonomie erklären, mit dem geistigen Engagement, das für ihn alles Private zurücktreten ließ, mit der Erwägung, daß er, der über Vierzigjährige, schon zu alt zum Heiraten sei; so bleibt doch ein Rest des Unerklärbaren.

Der Gedanke drängt sich auf, ob der Professor Bohnenberger nicht am Ende Bürger einer ganz anderen Welt war: eben dieser noch ungebrochenen ländlichen Welt, zu der es ihn immer wieder hinzog; man fragt sich, ob er sich - jung, als angehender Pfarrer - nicht selbst in einer ungeheuren Willensanstrengung aus dieser Welt herausgestellt habe, weil ihn der Geist zu einem anderen Leben verpflichtete; und ob diese sehr bewußte Umstellung nicht damals schon in der geheimen Hoffnung vollzogen wurde, sich die eigentliche Heimat einmal, auf dem mühsamen Umweg über ihre Erforschung, zurückerobern zu können. Und sind dies alles unabweisbare Vermutungen, so bleibt doch das erstaunliche Faktum, daß er sich nur unter seinen Bauern richtig daheim fühlte, daß er bei ihnen ein

Mo [1901]

L. G. G. !

Ungeheuer. in dieser Woche noch hier,
am 20 sehr willkommen. Was macht Frey?
h. G. G.

Tübingen 3. 2. 46.

Lieber Herr Dr.!

Freudig aus der abgelaufenen Woche zu Ende gegangen, die ich in Ihre Vorlesungen mitbringend durchleben konnte. Dem Brauch es ruhige Stunden, mit keinem Einblenden ist mir gewiss. Er-
stere hatte ich nicht so recht in Aussicht genommen, aber immer
Kennen nicht vorzuziehen, in der durch Anwesenheit. Ich sollte mir
die meisten bedürftigen Kanäle räume (Sprechstunden) ein-
führen können. Früher waren dann wohl auch viele Euren-
den vorgeblieben, hier gefahren. Ich wollte mir einige-
maßen, daß mir er durch die Vorlesung veranlaßt Schaden
gering erscheint. Sie ist mir durchaus nicht (wenigstens
nach meinem Urteil) mit Wiederholung der Vorlesungen + 16
werden sich auch wohl lieber zunächst in die Stuttgarter Un-
keltweise. Pflichten einleiten stellt gar zu recht nach
Tübingen ^{hoffentlich} zu bekommen. Sie 6. Jahr aber mit den
Stuttgarter Chapellen. Kurzezeit geht, darüber würde ich
ganz gerne in möglichen Intervallen ganz interessiert

anderer war, so sehr, daß man manchmal den Eindruck hatte, erst hier sei er ganz er selbst gewesen. In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg fand ihn ein Besuch aus Meßstetten frierend und halb verhungert in seiner Wohnung. Als Frau Ude, zu der er von allen Meßstettern das herzlichste Verhältnis hatte, wenige Tage später mit einem großen Wagen voll Holz und Lebensmittel vor seinem Haus vorfuhr und dem Verwirrten alles erklärte, da stand der alte Mann auf der Straße und weinte. Daß er im Grunde seines Herzens sehr weich war, erzählen manche seiner Freunde. Aber in Tübingen kannte man ihn nicht so. Wenige Wochen vor seinem Tod hat ihn Frau Ude noch einmal besucht. Sie erzählte lange von Meßstetten, das er nun seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Zum Schluß betete sie ihm noch einen Vers, das ging ihm sehr nahe.

Er scheint im Kern seines Wesens nicht der gefühlsarme, gar vertrocknete Gelehrte gewesen zu sein, als der er sich äußerlich darbot. Er war im Gegenteil so voller Wärme und von so starkem Gefühlsleben, daß nur strengste, selbstverleugnende Zucht ihm das Leben in der Gemeinschaft ermöglichte. Früh mag ein Reif auf ihn gefallen sein; der Vergleich von Jugendbildern mit Photographien späterer Zeit läßt es vermuten. Wer ihn scharf beobachtete, wird nie den Eindruck los, daß er ein Grundlelement seines Wesens verdrängt hatte, und daß er zeitlebens an dieser Verdrängung gearbeitet hat. Seine unerbittliche Selbstdisziplin diente zu einem wesentlichen Teil diesem Zweck. Dazu gehört die Distanzierung, die er sich auch gegen seine Neigungen auferlegte; und ebenso die großen körperlichen Leistungen, die er sich abverlangte. Darin war er so unerbittlich, daß der gleichfalls wanderfreudige Frey einmal meinte, er müsse Eisenstücke an der Stelle haben, wo bei normalen Menschen die Kniescheibe sei. Bei den Wanderungen verwarf er jeden Anflug von Weichheit. Die Base Wendel setzte sich einmal sehr in Ungnade, als sie mit einigen Freundinnen eine geplante Wanderung abgebrochen und sich in Haigerloch gleich wieder in den nächsten Zug nach Tübingen gesetzt hatte, nachdem es in Strömen zu regnen anfing und sie alle weder Mäntel und Schirme dabei hatten. Dafür hatte er keine Spur von Verständnis; des Regens wegen kehre man nicht um. Und wenn es ihm fern lag, von sich selbst irgend Ruhmenswertes zu erzählen, so ist die einzige seiner Heldentaten, die er manchmal zum besten gab, eben deshalb so bezeichnend: In einem Gewaltmarsch ohnegleichen hatte er zusammen mit einem Bergführer das "Gorner Horn" (den Monte Rosa) bestiegen. Beim Abstieg überholte sie die Postkutsche. Er hielt den Wagen an und ließ den völlig erschöpften Begleiter einsteigen; er selbst ging zu Fuß weiter bis ins Nachtquartier in Macugnaga: Er hatte seinen Führer beinahe zu Tode gelaufen.

Seine Selbstzucht zeigte sich indes nicht nur in den hochgeschraubten Anforderungen an sich selbst, sondern auch in der strikten Beobachtung des *Medén ágan*. Er führte ein ausgeglichenes Leben, ging früh zu Bett und stand jeden Morgen um dieselbe Zeit auf. Er hielt die Essenszeiten pünktlich ein und war ein guter, aber stets mäßiger Esser. Er haßte das diem *perdidi* und hielt sich Störungen mit allen Mitteln vom Leib; was aber am

einen Tag nicht mehr geraten wollte, schob er auf den nächsten, ohne die Nacht zum Tag machen zu wollen. Er war einem guten Tropfen nicht abgeneigt, aber er verachtete nichts so sehr wie die Krapula, den Vollrausch. Der allzu Bezechten unter den jungen Bundesbrüdern nahm er sich besonders an, indem er sie anderntags zu ungewöhnlich früher Zeit zu einem "Spuz" bestellte. Denn sein Denken kreiste nie um ihn allein; er war immer auch für andere da, er war darauf bedacht, seine Erfahrungen auf oft recht originelle Weise an Jüngere weiterzugeben. So hat er sein Leben eingerichtet, so hat er die achtundachtzig Jahre seines Lebens erfüllt.

Wir glauben, zum Verständnis Karl Bohnenbergers einiges Neue beigetragen zu haben. Freilich: Was wissen wir alle wirklich von ihm? Wir haben kaum mehr als einen Zipfel seines Mantels, ein paar spärliche, verschieden deutbare Hinweise auf seinen Wesenskern. Wer hat ihn gekannt; wem hat er sich geöffnet? Bei den gemeinsamen Wanderungen in den Schweizer Alpen kam man regelmäßig an den Punkt, wo die Jungen heimgeschickt wurden; dann ging er allein weiter ins Gebirge, tage- oder wochenlang. Von der Einsamkeit und dem Glück dieser Wanderungen weiß keiner etwas.

Wir haben indessen die Ballade seines äußeren Lebens, wir müssen uns mit ihr begnügen. Und wir, seine Schüler, sind dankbar für dieses Leben, von dem wir Bereicherung erfuhren. Wir achten Karl Bohnenberger um der Beschränkung willen, die er sich auferlegt hat, dieser Beschränkung, die ihn erst eigentlich zum Meister gemacht hat; wir achten ihn um der hohen ethischen Maßstäbe willen, die er seiner Arbeit und seiner Lebensführung auferlegt hat; und wir achten ihn, weil er bei alledem ein Mensch geblieben ist, der uns Vorbild war. Was der jüngst verstorbene Fritz Ernst einmal von ihm gesagt hat, kann für die Gesamtheit seiner Schüler gelten: "Der hat uns alle erzogen."